

Die Fehler verstehen

Zeitzeuge Heinz Kallmann spricht in Schulen und Rathäusern über seine Geschichte und die Lehren aus der Vergangenheit

VON SOPHIE NEUBERG

Eigentlich wollte Heinz Kallmann aufhören, durch Schulen zu ziehen, um als Zeitzeuge die Geschichte jüdischer Kinder in der Nazizeit zu erzählen – der Achtzigjährige ist nicht mehr bei bester Gesundheit. Doch er wird vom Gefühl der Notwendigkeit getrieben: „Jeden Tag passiert etwas, jemand wird zusammen geschlagen, ein Denkmal wird geschändet“. Wenn er in Schulen geht und seine Geschichte erzählt oder für Schüler eine Führung durch die Ausstellung „Der gelbe Stern“ veranstaltet, erfährt er viel Interesse und positive Resonanz. Also macht er weiter, damit die jungen Leute mit den Fakten aus dem Geschichtsunterricht echte Gesichten und Gesichter verbinden können. „Bücher und Filme können nicht das wiedergeben, was Überlebende sagen können“, betont Kallmann. Und den Überlebenden rennt die Zeit davon.

Die Ausstellung „Der gelbe Stern“ dokumentiert in großformatigen Fotos und Zitaten das Leben der Juden in Deutschland von 1900 bis 1945, das Erstarken des Antisemitismus, die immer schlimmer werdende Diskriminierung und Verfolgung, die Deportation. „Der gelbe Stern“ wurde von der Friedensbibliothek und dem Antikriegsmuseum der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg zusammengestellt. Es war Zufall, dass Heinz Kallmann auf dem Foto eines Kindertransports erst das Gesicht eines Kindheitsfreunds erkannte und dann sich selbst entdeckte. Seitdem hat er die Ausstellung schon 80-mal begleitet und dabei aus seinem Leben erzählt. Der 1926 in Breslau geborene und in Königsberg und Berlin aufgewachsene Kallmann kam 1939 mit dem letzten britischen Kindertransport nach England.

Seit 1976 lebt Heinz Kallmann mit seiner Frau wieder in Deutschland, stellt sich als Zeitzeuge dem Schulunterricht zur Verfügung und führt durch die Ausstellung. Momentan tourt die Schau durch die Berliner Bezirke, in denen die NPD seit der letzten Wahl in der Bezirksverordnetenversammlung vertreten ist. Anfang Januar war sie im Rathaus Neukölln zu sehen, am vergangenen Freitag wurde sie von Heinz Kallmann im Rathaus Lichtenberg eröffnet. Anschließend wird sie in Treptow-Köpenick gezeigt. Diese Tour durch die Bezirke ist Heinz Kallmann sehr wichtig, damit die Rathausbesucher verstehen,



Ausstellungseröffnung: Heinz Kallmann am vergangenen Freitag im Rathaus Lichtenberg

Foto: Heilke Heller

„welche Fehler gemacht wurden und damit die NPD an Popularität verliert“. Seiner Meinung nach sind Antisemitismus und Ausländerfeindlichkeit stark miteinander verbunden. In seinen Vorträgen in Schulen versucht er, nicht nur den Holocaust begrifflich zu machen, sondern auch eine Verbindung mit der heutigen Zeit herzustellen.

Warum rechtsradikale Tendenzen heute so viele junge Leute ansprechen, dafür macht er zum Teil die Schulen verantwortlich: „Das Thema wird nicht richtig bearbeitet“, sagt er, „die Schulen nehmen sich nicht genug Zeit dafür“. Das erlebt er immer wieder, wenn er eingeladen wird, einen Vortrag zu halten. Eine Stunde will

man ihm zur Verfügung stellen, er verlangt aber drei. Denn erst zeige er einen Film, dann müsse noch genug Zeit zum Erzählen und für Nachfragen bleiben. Die Lehrer sind für die Unterstützung oft dankbar: Heinz Kallmann hat das Gefühl, dass sie vom Thema Drittes Reich und Judenverfolgung überfordert sind. Und er verlangt von ihnen nicht viel: Nur drei Stunden Zeit, verbunden mit der Bitte, die Schülerinnen und Schüler nicht danach noch schnell in den Mathematikunterricht zu scheuchen.

Von anderen interessierten Personen wünscht sich Kallmann ein bisschen finanzielle Unterstützung für die Ausstellung, damit sie weiter in Rathäusern und Schulen gezeigt werden kann. Das ist

nicht sehr teuer, nur 250 bis 300 Euro, doch es braucht noch mehr Sponsoren. Denn: „Nur wenn die Welt daran erinnert wird, was sie dem jüdischen Volk angetan hat, kann diese Welt davor bewahrt werden, die Katastrophe selbst auf sich herabzuziehen“, so ein Satz von Elie Wiesel, der in der Ausstellung „Der gelbe Stern“ nachzulesen ist. Oder um es mit Heinz Kallmann auszudrücken: „Die Jugendlichen müssen lernen, welche verheerende Folgen Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus haben können“.

Der gelbe Stern, Rathaus Lichtenberg, Mollendorffstraße 6, bis 23. Februar, montags bis freitags von 9 bis 18 Uhr.

Namen auf Tafeln

Mit einem Mahnmahl in Berlin erinnert der Deutsche Anwaltverein (DAV) seit Montag an Rechtsanwälte, die Opfer des Nationalsozialismus wurden. Auf den beiden Messingtafeln im Innenhof des Vereinsgebäudes in der Littenstraße sind die Namen von überwiegend jüdischen Opfern zu lesen. Daneben gibt es eine Dokumentation über das Schicksal der Anwälte. Die Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, erinnerte daran, dass das Überleben ihres Vaters, der selbst Anwalt war, eine große Ausnahme gewesen sei. Bundesjustizministerin Brigitte Zypries sprach sich für eine neue Debatte zum Umgang mit dem Holocaust aus. *dpa*



Charlotte Knobloch bei der Einweihung des Mahnmals

Foto: Marko Priske

Bäumpflanzen als Mizwa

Tu Bischwat-Feier in der Jüdischen Traditionsschule

In der Jüdischen Traditionsschule stand der diesjährige Tag der offenen Tür ganz im Zeichen von Tu Bischwat, dem Neujahrsfest der Bäume. Rund einhundert Kinder und Erwachsene feierten am vergangenen Sonntag in der Villa am Ruhwaldpark den Frühlingsanfang und die wiedererwachende Natur. In einer Theateraufführung und in Workshops vergegenwärtigten sie sich die enge Verbindung zwischen Gott, den Menschen und der natürlichen Umwelt. „Der Mensch ist wie ein Baum, auch er braucht Wasser, damit er seine Kraft entfalten kann – das ist universell“, sagte Joel Lion, Vertreter der israelischen Botschaft in Berlin, in seinem Grußwort. „Und für uns Juden ist das Wasser die Tora.“

Der Keren Kayemeth Le-Israel, der Jüdische Nationalfonds (KKL), war mit Ulmenetzlingen, Kiefernsetzlingen und der blauen Buchse präsent. „In Israel ziehen die Kinder an Tu Bischwat hinaus, um Bäume zu pflanzen und damit die Aufforstung des Landes zu unterstützen“, erklärt Mario Marschall, Mitarbeiter des Berliner KKL-Büros. „An diesen Brauch knüpfen Juden außerhalb Israels an, indem sie in unseren blauen Büchsen Geld für Baumpflanzungen in Israel spenden und dadurch ihre Verbindung zum Land ausdrücken. Mit unseren Setzlingen wollen wir auch hier schon den ganz Kleinen vermitteln, welche Freude es bereitet, mit den eigenen Händchen einen Setzling in die Erde zu pflanzen.“

Die Chabad-Rabbiner Yehuda Teichtal und Shmuel Segal gingen mit gutem Beispiel voran. In Erinnerung an den Jahreszyklus der Natur und dessen Bedeutung für die Menschen pflanzten sie gemeinsam



Alles Theater: Schüler beim Tag der offenen Tür

Foto: Heilke Heller

ihren Ulmenetzlingen in eine Schale und gossen ihn an. Bei nächster Gelegenheit wird er dann in den Friedenswald nahe Jerusalem umgesetzt. Mehrere Kinder und Erwachsene folgten diesem Vorbild. Insgesamt rund 30 Setzlinge konnte Mario Marschall gegen kleine Spenden übergeben – verbunden mit der Hoffnung, sie mögen den neuen Baumpflanzern viel Freude bereiten und ihre Liebe für die Geschichte und Geografie Israels stärken. Auch zahlreiche andere Gemeindeveranstaltungen besitzen im Terminkalender des Berliner KKL-Büros ihren festen Platz, so etwa Baumfeiern in der Heinz-Galinski-Grundschule, im jüdischen Kindergarten in der Delbrückstraße oder die Präsentationen auf Festen der jüdischen Oberschule.

Der Jüdische Nationalfonds wurde 1901 in Basel gegründet. Den deutschen Ableger der gemeinnützigen Organisation gibt es seit 1952 in Düsseldorf, weitere Büros befinden sich in Berlin, München, Frankfurt am Main. In Deutschland unterstützen rund 16.000 Spender den KKL regelmäßig bei seinen Projekten zur Begrünung Israels. „An diesen Aktivitäten beteiligen sich auch zahlreiche Berliner, Juden wie Nichtjuden“, freut sich Mario Marschall. „Ich empfehle jedem Menschen, in seinem Leben mindestens einen Baum zu pflanzen, um dieses ganz besondere Gefühl zu erleben“, sagt er aus tiefer Überzeugung. „Diese Mizwa schafft etwas Dauerhaftes, das über das eigene Leben hinausreicht.“ *Anke Ziemer*

Für die Beter

Gesa Ederberg als Gemeinderabbinerin gewählt

Risto Tähtinen geht im Flur im Gemeindehaus an der Fasanenstraße hin und her. Immer wieder schaut er in Richtung Tür, hinter der die Repräsentanten in einer geschlossenen Sitzung diskutieren. „Ich hoffe, dass Gesa Ederberg die Stelle bekommt und bei uns Rabbinerin wird“, murmelt das Vorstandsmitglied der Synagoge Oranienburger Straße. Alle Gabbaim des Gotteshauses hätten sich für die 38-Jährige ausgesprochen, meint er. Er muss noch lange warten, bis eine Entscheidung bekannt gegeben wird. Doch dann ist es offiziell: mit zwölf Ja-Stimmen votieren die Gemeindevorsteher am Mittwoch vergangener Woche für die Rabbinerin. Die Stelle ist erst einmal auf zwei Jahre befristet.

„Ich bin natürlich sehr glücklich, dass sich viele der Repräsentanten für mich entschieden haben“, sagt Gesa Ederberg. Sie wird den egalitären Gottesdienst der Synagoge weiterführen. Vor allem junge Familien möchte sie an der Oranienburger Straße erreichen. Sie will Kindergottesdienste einführen, aber auch Jugendliche und junge Erwachsene sollen sich angesprochen fühlen und es soll ein sozialer Ort für Beter entstehen. In einem speziellen Unterricht sollen Gottesdienstthemen wie Ethik und Halacha erarbeitet werden.

Seit den Hohen Feiertagen amtiert die Rabbinerin bereits in der Synagoge, allerdings auf Honorarbasis. Zwischen 30 bis 80 Beter kämen regelmäßig, meint Ederberg. Im September hatte die Jüdische Gemeinde zu Berlin die halbe Rabbinerstelle ausgeschrieben und sie sei die einzige Bewerberin gewesen, sagt die 38-Jährige.

Gesa Ederberg wuchs in einem protestantischen Elternhaus auf, sie konvertierte vor 15 Jahren zum Judentum. In Tübingen fing sie nach dem Abitur ein Physikstudium an, es folgten Theologie und schließlich Judaistik. Am konservativen Schechter-Institut in Jerusalem studiert die Mutter von Zwillingen schließlich vier Jahre lang und erhielt 2002 ihre Ordination.

Nach Deutschland zurückgekehrt erhielt sie eine Stelle in der oberpfälzischen Gemeinde Weiden – als zweite Rabbinerin in Deutschland. „Schweren Herzens“ hat sie dort inzwischen gekündigt. „Es war wegen der Entfernung doch keine Dauerlösung“, sagt Ederberg.

Als Geschäftsführerin für Masorti Berlin wird sie weiterhin tätig sein. Den Verein zur Förderung der jüdischen Bildung und des jüdischen Lebens hat sie in dieser Stadt mit aufgebaut.

„Sie ist die erste Rabbinerin in der jüdischen Gemeinde Berlins seit Regina Jonas, also seit über 60 Jahren“, sagt Benno Bleiberg, Mitglied des Gemeindeparlamentes und Gabbai am Fraenkelufer. Er begrüßt die Einstellung von Gesa Ederberg. „Aber für die Synagogen Fraenkelufer und Rykestraße wird es nun noch schwieriger, einen Rabbiner zu finden, da es ja nur noch um eine halbe Stelle geht“, glaubt er. „Eine Rabbinerin oder eine Kantorin sind für uns indiskutabel“, sagt Renate Israel, ehemaliges Vorstandsmitglied Synagoge Rykestraße. Sie seien da konservativer als in der Oranienburger Straße. Aber ein Kandidat sei für die Beterschaft Rykestraße nicht in Sicht, bedauert sie. *Christine Schmitt*



Gesa Ederberg, Rabbinerin der Synagoge Oranienburger Straße

Foto: Marco Limberg